

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 53 (1949-1950)
Heft: 24

Artikel: Die Rungrüfe
Autor: Jehli, Johann Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672175>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ter erschlagen; vom Streiche eben dieses Instrumentes sei Jenatsch gefallen.“

Wenn Jenatsch auch nicht unverdient den traurigen Tod erlitt, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß sein abenteuerliches Leben in eine sturm bewegte Zeit fiel, und deshalb sagt Conrad Ferdinand Meyer in seinem Bündner-

roman: „In einem Stüd wenigstens überragt Jenatsch unsere größten Zeitgenossen — in seiner übermächtigen Vaterlandsliebe. Wie ich ihn kenne, strömt sie ihm wie das Blut durch die Adern. Sie ist der einzige, überall passende Schlüssel zu seinem vielgestaltigen Wesen.“

Johannes Jegerlehner

Die Rungrüfe

Von Johann Jakob Jehli

Das Seitental steigt vom Rhein aus bis zu seinen hintersten Gehöften um 1400 Meter. Es ist in seiner langen Flucht von zwei Bergketten eingeschlossen. Es ist keilförmig, ohne Talsohle, so daß zuletzt der Fluß wildschäumend und mit donnerndem Getöse seinen Weg hindurch erzwingen muß. Noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts führte nur eine beschwerliche und gefährliche Säumerstraße bis zu den letzten Wohnstätten hinein und verband so fast alle die kleinen Ortschaften, die auf den Terrassen in der Mitte der steilen Berglehne sich breitmachen.

Der Boden ist karg und gibt nichts freiwillig her als Wald und Biehweide. Nicht fett werden die Wiesen, und die Kartoffeln und Gerstenäcker sind bald gezählt. Die meisten Lebensmittel müssen daher von außen zugeführt werden. Das Holz, das die Gemeinden verkaufen können, wurde früher geflößt. Eine gefährliche Arbeit. Über die Flößer tranken gern den Schnaps, den die Holzhändler ihnen bisweilen bezahlten, um Courage zu machen.

Auf der linken, vordern Talseite liegt ein Bauerndorf tollkühn auf einer mehrere hundert Klafter hohen, zerklüfteten Felswand, die fast senkrecht zum Fluß niederfällt. Die Kirche befindet sich am äußersten Rand des Abgrundes, eine Erscheinung, die man in Graubünden nicht selten wahrnehmen kann. Das kleine Gotteshaus hat eine Merkwürdigkeit aufzuweisen.

An einer der Kirchwände bemerkte man eine Öffnung oder eine Vertiefung im Mauerwer-

putz. In dieser Lücke der Wandverkleidung erblickt man einen Menschenkopf, eine alte Malerei. Wenn man nach dem Grund dieser Merkwürdigkeit im Dorfe frägt, bekommt man den erwünschten Bescheid.

Nach dem Uebertritt der Ortschaft zum Protestantismus zur Reformationszeit, wurde später einmal die Kirche einer Renovation unterzogen. Dabei wurden alte Malereien an den Mauern abgekraut, übertüncht und zu gedeckt. Die Restaurierungsarbeiten wurden von italienischen Maurern ausgeführt. An erwähnter Wand befand sich ein Christusbild in natürlicher Größe. Auch dieses Gemälde sollte zugedeckt werden. Aber die welschen Maurer weigerten sich, dies zu tun. Auf vieles Zureden ließen sie sich dann ungern herbei, dem Befehl des despotischen Vorstehers und Kirchenpflegers Folge zu geben. Sie krochen unwillig den alten Bewurf weg und hüllten das Bild mit Mörtel zu und verputzten die Stelle wie die übrige Mauer. Über den Kopf des Bildes ließen sie unberührt stehen. Als man die Lücke wahrnahm, reklamierte der unerbittliche Ortsvorsteher. Auch das Gesicht sollte verschwinden. Aber die Italiener weigerten sich jetzt entschieden, der Forderung nachzukommen. „Warum nicht?“ schrie der Vorsteher sie an. Die Antwort lautete bestimmt, sie würden das Kopfbild unter keinen Umständen abkrauen, noch viel weniger dem Heiland Mörtel ins Angesicht werfen. Es sei schon zu viel getan worden, indem sie den übrigen Körper am Gemälde zugedeckt und damit

ihr Gewissen belastet hätten. Aber die Verantwortung trage er, der gottlose Vorsteher, und die Strafe, die dafür zu gewärtigen sei.

Eine gute halbe Stunde talaufwärts, aber tief unten rechts, nur wenig über dem Flusse, liegt ein anderes Dörfchen, das einzige in der Talshälfte, das so tief gelegen ist. Im Winter sieht es sechs Wochen lang keine Sonne. In den andern Jahreszeiten jedoch ist sie dem Nestchen um so wohlwollender gesinnt. Die Ortschaft befindet sich auch in einer vom Nordwind geschützten Mulde, inmitten grüner Wiesen und so dicht mit Obstbäumen belagert, daß es aussieht, als würden Kinder beim Ringelreihen einander die Hände reichen. Das Kirchlein thront nicht stolz und waghalsig, wie in der vorher erwähnten Ortschaft auf der Höhe, sondern schmiegt sich wie schutzsuchend, an die Berglehne. Es ist so niedrig, daß bergwärts das Dach fast zum Boden reicht. Und an seiner Stirne stehen — wie es demütig seiner Niedrigkeit bewußt wäre — die Worte geschrieben: „Suchet, was droben ist.“

zwischen den so gezeichneten Dörfern, dem oben auf der Höhe und dem tief am Flusse unten, breiten sich auf der linken Talseite die Heuberge der beiden Dörfer aus. Die Bauern der ersten Ortschaft müssen zu diesen Maiensäcken niedersteigen und die der zweiten über die Flusnbrücke und zu ihnen hinaufstapfen. Die Bergwiesen der beiden Nachbardörfer grenzen aneinander.

Der nun schon erwähnte Ortsvorsteher im Hochdorfe war der Vater eines frischen Burschen, dem er schon früh eine reiche Braut bestimmt hatte. Denn er war selbst ein vermöglischer Bauer und besaß die meisten und besten Wiesen und im Dorfe eine stolze Heimstatt. Aber, wie es sich oft erweist, der Sohn besaß ein ebenso steifes Genick als der Vater. Seine Liebe jedoch zielte nach einer andern Richtung, als der Vater es haben wollte und bereits bestimmt hatte.

Sein schönster Maiensäß mit nagelneuem Vieh- und Heustall drauf grenzte an ein kleines Güttchen, das einem armen Flößer im untern Dörfchen gehörte, der nur eine Kuh und einige Ziegen sein Eigen nannte, aber ein Halb-

dutzend Kinder zu ernähren hatte. Das älteste Mädchen war bereits aus der Schule. Es griff überall bei der Arbeit herhaft zu, half der Mutter und ersetzte den Vater auf dem Feld. Sie schwang die Sense wie ein Mann und nicht leicht, daß einer sie aus der Mahd gejagt haben würde. Auch verstand sie die Tiere zu füttern. Zu alldem besaß sie ein frohes Gemüt und sang wie eine Lerche. Solch ein Wesen bedeutet ein Kapital, und die Burschen waren hinter ihr her wie bezaubert. Der Sohn vom erwähnten Vorsteher schien die andern alle auszustechen. Aber Brenali ließ, trotz ihres heitern Wesens, die tollen Jungen nicht mit sich spielen. Auch den Philipp des Vorstehers nicht. Sie wußte, was sie war, und so stieg ihr Wert noch höher im Kurs bei den Burschen. Philipp sagte sich: „'s Brenali und keine andere.“

Als der Vater erfuhr, wie sich die Dinge um seinen Sohn verhielten, stampfte er, daß die Diele krachte. „Bist du verrückt?“ schrie er den Jungen an. „Schämst du dich nicht, dieser Hungerteiderin nachzulaufen?“

„Die will ich und keine andere,“ gab ihm der Sohn entschieden zurück und hielt dem erbosten Vater die Stange.

„Wenn du deinen Willen durchsetzen willst,“ sprach der Alte, als alles Zureden im Sande zu verlaufen schien, „so tue es. Aber, daß du es weißt, ich werde dich enterben, du Trotzkopf!“

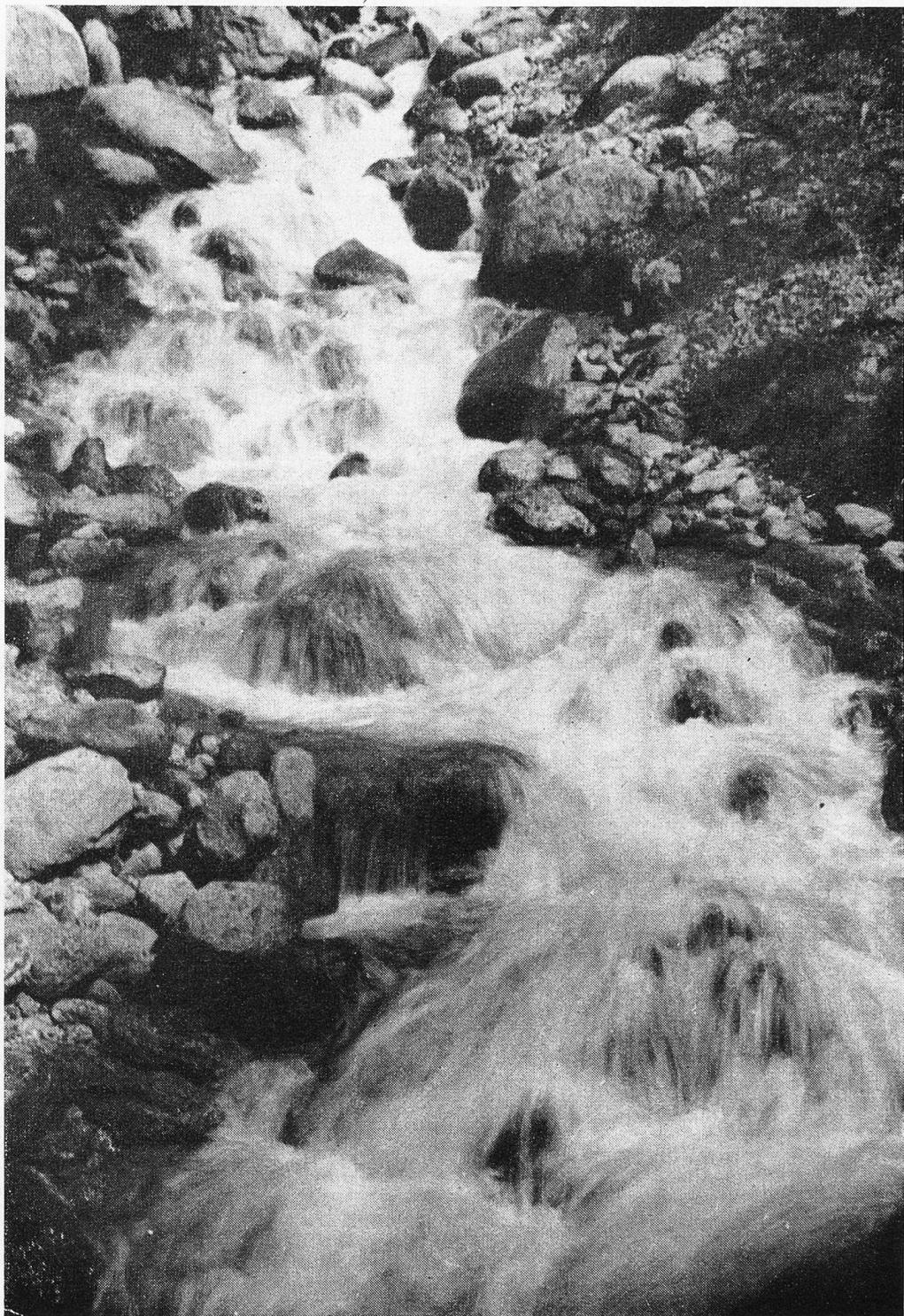
„Auch das kannst du tun,“ versetzte der Junge ohne Zögern.

„Du nimmst die Urshel am Büel, sage ich,“ fuhr der Vater fort. „Besinne dich. Verscherze dein Glück! Sitz du nur bei der Not zu Tische, und die Liebe ist futsch.“

Der Sohn erwiderte darauf kein Wort, entfernte sich und ließ den ergrimmten Vater stehen.

„Vielleicht kommt er zum Verstand, der Stiergrind,“ dachte der Alte.

Aber nun nährte er eine heimliche Wut gegen das Mädchen, das dem Jungen den Kopf zu verdrehen schien. Er nahm sich vor, sie einmal allein unter vier Augen zu treffen, sie ins Gebet zu nehmen und ihr die Leviten zu lesen, daß ihr die Lust vergehen sollte, an seinen Philipp zu denken.



*Wer hat sich nicht auf seinen Wanderungen an der verborgenen Schönheit
eines herniedereilenden Bergbaches gefreut!*

Aber der ergrimme Vorsteher machte die Rechnung ohne den Wirt, denn es gibt eine Macht, man nenne sie Vorsehung, Schicksal oder Zufall, eine Macht, die aller menschlicher Rechnung, List und Gewalt spottet.

Es war ein heißer Tag anfangs August. Auf den niedern Heubergen, in den Gadenstätten, war das Heu beinahe alles gemäht und unter Dach gebracht worden. Ja, auf den Fettwiesen grünte schon das Emd. Philipp, der Knecht und einige Heuer waren auf eine höhere Maiensäß nahe der Ochsenalp gezogen. Im Dorf lag nach dem Mittagesessen der Vorsteher eine Weile auf dem Faulenzer. Nach dem Schläfchen trat er ans offene Stubenfenster. Es war schwül zum Ersticken. Wie er so auf die Maiensäß niederschaut, streift sein Auge auch seinen stolzen Heuberg, den der neue, prächtige Stall krönte. „Was ist das?“ fragte er sich. Denn dort unten war noch ein Weibsbild eifrig beschäftigt, ein Heutuch zu füllen. Kurz entschlossen greift er nach dem Hut, verläßt das Haus und schlägt den Weg hinunter zu den Gadenstätten ein. „Das trifft sich gut,“ dachte er bei sich. „Du wirst deine Augen aufstun und die Ohren spitzen, du schlaue Hexe, du.“ Und der alte Fuchs leckte sich die Lippen, wäre aber in seinem eifrigen Gang schier über einen faustgroßen Stein gestolpert.

Bei seinem Stall angelangt, ließ er den Blick prüfend über das Feld schweifen und — richtig, nicht weit über dem Bach drüben trug das Mädchen gerade eine Blache Heu zu ihrem Stall. Etwas unterhalb spüteten sich noch einige Heuer, um das in Haufen Gezogene einzubringen, denn es mußte ein Wetter kommen. Der Vorsteher ging auf sein Ziel los, sprang über den Bach und stand bald darauf vor dem Stall, auf dessen Tenne Brenali das eingetragene Heu mit der Gabel auf den Stock warf.

„Sooo, zappte nur, daß du deine Hamfel noch unter Dach bringst,“ schnarchte er auf dem Tortramen verächtlich.

Das Mädchen drehte sich um, schier erschrocken, denn den Vorsteher hatte es nicht erwartet. „Ich bin gerade fertig geworden,“ erwiderte es und schob mit der Hand einige lose Locken aus der nassen Stirne. Dann fuhr es in der Arbeit fort,

wie wenn der Vorsteher gar nicht da wäre. Denn er hatte sie nicht begrüßt, aber gekränt.

„Bist du immer so kurz angebunden, du freche Hexe?“ frug der Alte empört.

„Das kommt drauf an,“ gab sie zurück, ohne sich umzusehen.

„Das scheint mir fast,“ knurrte der Dorferste grimmig. „Aber dem Philipp verbiete ich, dir nachzuschleichen. Verkehr du mit deinesgleichen.“

Mit einem Ruck wandte sich jetzt Brenali um und maß den anmaßenden Alten mit einem Blick, der deutlich genug war. „Einen andern Ton, Vorsteher, hier bin ich Meister, nicht du!“ Und sie unterbrach seinen Schimpfschwall mit resoluter Stimme. „Ich bin noch niemandem nachgelaufen, nicht den Burschen, auch dem Philipp nicht. Ihr könnt ruhig sein, Vorsteher, anlocken ist nicht meine Art. Euer Philipp kommt ungerufen. Ich gebe ihm Red und Antwort wie jedem Menschen. Aber jetzt, da Ihr so redet, werde ich ihm die Türe schließen.“

Der Dorfgewaltige fuhr auf: „Du hochmüt ...“ Das Wort brach auf seinen Lippen und blieb unausgesprochen. Ein furchtbarer Windstoß erschütterte den Stall, ein Blitz flammt auf, ein Donnerknall, alles auf einmal, daß einem sehn und hören vergeht. Plötzlich war auch der Alte fort und davon. Der Regen setzte ein. Im Nuschein der Böden ein einziges Rinnen. Das Brenali sah zwischen den Rundbalken hindurch nach dem Vorsteher aus. Wie das niederplatze!

Endlich entdeckte sie ihn. Er hantierte mit einem Pickel vor seinem Stall im ärgsten Regen, wahrscheinlich, um das Regenwasser vom Dünnerhaufen wegzuleiten. Aber gleich verlor sie ihn wieder aus den Augen. Wolken, Sturm und Regen hatten den Tag beinahe in Nacht verwandelt. Nur wenn ein Blitz fiel, flammt es grell auf.

Aber nun kam das Schreckliche. Hoch oben auf der Alp war es auf einmal, als ob der Berg zur Hälfte sich losgerissen hätte, ein Krachen und Dröhnen, daß die Erde erzitterte. Es war unheimlich, wie wenn wirklich der Berg stürze, um alles unter sich zu begraben. Brenali warf das leere Heutuch in aller Hast über Kopf und Schultern und rannte ins Freie. Ja, es mußte von oben herab etwas Furchtbares kommen,

aber es war zu sturmfinster, um das drohende Unglück zu erkennen. Wo war auch der Vorsteher hingekommen? Sie vergaß, was er soeben ihr angetan. Ein gemeinsames Unglück eint die Menschen. Sie eilte dem Bach zu, der war aber in diesen wenigen Augenblicken hoch angeschwollen. Endlich fand sie eine schmale Stelle, wo sie ihn zu überspringen vermochte.

Bald tauchte der große Neubau vor ihr auf. Vor dem Viehstall freuchte eine unbestimmbare Gestalt am Boden, und sie vernahm eine jämmernde Stimme, und die gehörte dem Vorsteher. Sie warf einen Blick bergwärts und gewahrte mit tödlichem Entsetzen jetzt eine ungeheuer hohe Lawine von Schlamm, Schutt, Stein und grünem Holz träge, jedoch unaufhaltsam, sich zu Tal wälzen. Der Hauptstrom kam auf Vorsteher's Gadenstatt zu. Wie ein Blitz schoss der Gedanke ihr durch den Kopf: Rette dich! Sie stürzte auf den Stall zu. „Fliehet, fliehet!“ rief sie dem am Boden freuchenden Alten zu. Allein, der vermochte sich nicht auf den Füßen zu halten und stöhnte. Er hatte mit dem Pickel, wie er nachher erzählte, beim Graben sich ins Schienbein geschlagen, und das war entzweい. Als der Mann sich nicht zu helfen wußte, riß Brenali das Heutuch von ihren Schultern, packte den Unglückslichen, legte ihn in das Tuch und zog die Bürde die Wiesen hinunter in Sturm und Regen. Hundert Schritte unter dem Gaden ragte ein haushoher Felsblock, auf dem zuoberst noch einige Tannen Wurzel gefaßt hatten, aus dem Gelände empor. Hier zog sie mit all der Kraft, die die nahende Gefahr ihr verlieh, an der bergwärts liegenden Seite, wo der Felskogel bestiegt war, die schwere Last bis zur Höhe.

Von der ungewöhnlichen Anstrengung ermattet, sank sie, auf dem Felskopf angelangt, neben ihrer seltsamen Bürde zu Boden. Auch der Vorsteher rieb sich die finstere Stirne und wußte noch nicht, wie es ihm geworden war. Sie erholteten sich aber schnell wieder, und beide erblickten mit Schrecken, wie die sich unaufhaltsam vorwärts wälzende Schuttlawine den stolzen Stallbau vom Boden fegte, um im nächsten Augenblick die Trümmer unter sich zu begraben.

Das Gewitter hatte unterdessen an Stärke verloren, der Regen ließ nach. Der Donner ver-

hallte in der Ferne. Die Umgebung wurde übersichtlicher. Die Rüfe setzte ihren Lauf fort und hatte jetzt den Felskopf erreicht. Hielt er stand? Schrecklicher Augenblick! Der Fels erbebte, die gewaltige, vorwärts drängende Schuttlawine rüttelte mit furchtbarer Wucht daran. Aber er stand fest und teilte die ungeheure Masse, und der Schlammzug zog krachend und tosend an beiden Seiten vorbei. Ein ganzer Tannenwald fuhr mit aufrechtstehenden Stämmen an ihnen vorüber. Vereinzelte Steinflöze sausten bisweilen hintennach, in gewaltigen Sägen und verloren sich in der vordersten Hauptwoge. Nicht mehr als eine Viertelstunde hatte das Gewitter und der Erdrutsch bis zu seinem Stocken im Talfuß gedauert.

Nunmehr überschaute man gut die zerstörungsarbeit der niedergegangenen Rüfe. Einen breiten Streifen Tannenwaldes hatte sie oben mitgerissen, mehrere Ställe waren verschwunden. Wo vor einer Viertelstunde noch die prächtigen Wiesen gestanden, gähnte nur mehr aufgerissener Boden, voll Steine, Schlamm und Schutt, ein trostloses Trümmerfeld.

Den weitaus schwersten Schaden hatte der Vorsteher, denn hier war der Hauptzug niedergegangen und hatte alles weggefegt. Überm Bach erblickte Brenali ihren Gaden unberührt stehen. Sie atmete dankbar auf, aber ihr Nachbar sprach kein Wort. Diese Stunde hatte dem rohen, stolzen Menschen Leib und Seele niedergeschmettert.

Jetzt erschienen in Scharen die Leute der beiden Nachbardörfer, um die Wirkung des Erdrutschs sich anzusehen. Man gewahrte zwei Menschen zuoberst auf dem Felsturm, der um zehn Meter höher geworden war, da die Rüfe den Grund um ihn weggefressen hatte. Man eilte um Leitern und Seile, um die beiden herunter zu holen.

Der Vorsteher sollte lange Wochen liegen, bis sein gebrochenes Bein geheilt war. Während dieser Zeit dachte er oft bei sich, ob die Italiener Propheten gewesen seien, die die Kirche renoviert hatten. Dann überlegte er sich bisweilen auch, ob ein armes, gesundes und herhaftes Mädchen nicht ein Kapital wäre. Als er zum erstenmal wieder ins Freie auf den Rücken

humpeln konnte, war er mit sich ins Reine gekommen. Als sein Sohn, der Philipp, ihm wieder die Stiege hinauf ins Haus half, sprach er zu ihm: „Ich muß dem Brenali unbedingt dankbar sein. Du sollst es haben.“

*

Diese aus Sage und Wirklichkeit geflochtene Geschichte hat der Erzähler aus dem Munde eines alten Schanfiggers vernommen. Seither hat sich im Schanfigg viel geändert. In den 1870er Jahren wurde die Landstraße Chur-Langwies erstellt und ein gutes Jahrzehnt später bis Arosa weiter gebaut. Gleichzeitig mit dem Straßenbau entwickelte sich der Fremdenverkehr.

Der Fremdenverkehr erhielt dann einen niegeahnten Aufschwung durch den Bau der Chur-Arosabahn 1914, mit elektrischem Betrieb. Mehrere Ortschaften im Tal, wie Tschiertschen und Braden, mit schönem Skigelände und Ausblick, haben sich für den Wintersport eingerichtet.

Der Ackerbau ist zurückgegangen. Die alten, heimeligen Mühlen klappern nicht mehr. Seinen idyllischen Charakter hat noch das Dörfchen Molinis mitten in der Talschaft, unten an der Plessur, bewahrt.

Zwischen Molinis und Tschiertschen, auf der linken Seite der Plessur, breiten sich Gadenstätte aus, die Maiensäße. Es ist das Gebiet der Rungrüfe. Sie ist die tiefste Grundrüfe in Graubünden und hat nicht ihresgleichen. Es erheben sich auf ihrem Gebiet, das auch der Tummelplatz des Hirschwildes ist, mehrere Erosionsfelsen, von denen einer siebzig Meter hoch ist.

*

Im Frühling 1939 traf der Erzähler noch einmal mit seinem alten Bekannten, Georg Donau von Bagig, im Spital zusammen. Er war jetzt mit seinen 89 Jahren stark geknickt, geistig aber von noch jugendlicher Frische. Wir sangen bisweilen in leichteren Stunden im Esszimmer, wo wir uns auch unterhielten, ein Lied miteinander. Der muntere Greis liebte den Gesang. Auch sein Gedächtnis war frisch geblieben. Er rezitierte mit dem Feuer eines Jünglings und mit korrektem Ausdruck, der einem geschulten Rezitator alle Ehre gemacht hätte, das umfangreiche Gedicht Bürgers „Der Kaiser und der Abt“.

Wir blieben lange Monate im Spital beisammen, der Erzähler, um zu genesen und Georg Donau — er starb im gleichen Jahr.

D A S M O H N F E L D

Es war einmal, ich weiss nicht wann
Und weiss nicht wo. Vielleicht ein Traum.
Ich trat aus einem schwarzen Tann
An einen stillen Wiesensaum.

Und auf der stillen Wiese stand
Rings Mohn bei Mohn und unbewegt
Und war bis an den fernsten Rand
Der rote Teppich hingeklebt.

Und auf dem roten Teppich lag
Von tausend Blumen angeblickt
Ein schöner, müder Sommertag,
Im ersten Schlummer eingenickt.

Ein Hase kam im Sprung. Erschreckt
Hat er sich tief ins Kraut geduckt,
Bis an die Löffel zugedeckt,
Nur einer hat herausgeguckt.

Kein Hauch. Kein Laut. Ein Vogelflug
Bewegte kaum die Abendluft.
Ich sah kaum, wie der Flügel schlug.
Ein schwarzer Strich im Dämmerduft.

Es war einmal, ich weiss nicht wo.
Ein Traum vielleicht. Lang ist es her.
Ich seh nur noch, und immer so,
Das stille, rote Blumenmeer.

Gustav Falke